



Dinah
Jefferies

Die
toskanische
Contessa

Zwei Frauen in bewegten Zeiten.
Werden sie ihre Liebsten
retten können?

lÜbbe

ROMAN

Inhalt

Cover

Über dieses Buch

Über die Autorin

Titel

Impressum

Widmung

1

2

3

4

5

6

7

8

9

10

11

12

13

14

15

16

17

18

19

20

21

22

23
24
25
26
27
28
29
30
31
32
33
34
35
36
37
38
39
40
41
42
43
44
45
46
47
48
49
50
51
52
53
54
55
56
57
58

59

60

61

62

63

64

Kurze Chronik des Zweiten Weltkriegs in Italien

Anmerkungen der Autorin

Danksagung

Über dieses Buch

Zwei starke Frauen. Ein geheimer Plan. Eine Liebe gegen alle Widerstände.

Im Jahr 1943 setzt die Ankunft deutscher Soldaten in der Toskana dem friedlichen Leben im Castello der Contessa Sofia de' Corsi ein jähes Ende. Ein verwundeter britischer Funktechniker bittet um Asyl, und Sofia versteckt ihn – wohl wissend, dass sie damit das Leben ihrer Familie aufs Spiel setzt. Als die junge Maxine vor ihrer Tür steht und ihr ein gefährliches Geheimnis anvertraut, schmieden die Frauen einen riskanten Plan. Werden sie die retten können, die sie am meisten lieben, ohne entdeckt zu werden?

»Dinah Jefferies versteht es meisterhaft, vergangene Zeiten kraftvoll und bildhaft heraudzubeschwören. Ihre Figuren sind lebensecht, und man fühlt mit ihnen – ein Leseerlebnis von unglaublicher Emotionalität« KATE FURNIVALL

Über die Autorin

Dinah Jefferies wurde 1948 im malaiischen Malakka geboren. Acht Jahre später übersiedelte die Familie nach England. Dinah Jefferies studierte Theaterwissenschaft und Englische Literatur und arbeitete als Lehrerin, Fernsehmoderatorin und Künstlerin. Heute lebt sie mit ihrem Ehemann in Gloucestershire. Die Frau des Teehändlers ist ihr zweiter Roman.

Dinah Jefferies

Die toskanische Contessa

Roman

Übersetzung aus dem Englischen von Angela Koonen

lÜbbe

Vollständige eBook-Ausgabe
des in der Bastei Lübbe AG erschienenen Werkes

Titel der englischen Originalausgabe:
»The Tuscan Contessa«

Für die Originalausgabe:
Copyright © 2020 by Dinah Jefferies

Für die deutschsprachige Ausgabe:
Copyright © 2022 by Bastei Lübbe AG, Köln
Umschlaggestaltung: Johannes Wiebel | punchdesign, München unter
Verwendung von Illustrationen von © shutterstock.com: Pasko Maksim, Zeynep
Dogan | Dzha33 | DiegoMariottini | StevanZZ | Hintau Aliaksei | Grischa
Georgiew | kavram; © trevillion.com: Rekha Garton
eBook-Produktion: Dörlemann Satz, Lemförde
ISBN 978-3-7517-1001-5

luebbe.de

lesejury.de

Zur Erinnerung an das italienische Volk,
dessen Tapferkeit und Mut mich zu diesem Buch
angeregt haben.

*In dem Burgdorf Castello de' Corsi in der Toskana
29. Juni 1944, 19.15 Uhr*

Auf der kleinen Piazza zwischen Ziegeldächern, Balkonen und geschlossenen Fensterläden herrscht eine drückende Hitze, und die Luft riecht nach Rauch. Die Bewohner schlafen oder halten sich im Verborgenen. Die einzigen Stimmen, die man hört, sind die der kleinen Schwalben. Als eine große schwarze Krähe von den Zinnen des Turms herabfliegt, übertönt sie das Gezwitscher mit ohrenbetäubendem Kreischen. Eine zweite Krähe folgt der ersten. Und eine dritte.

Drei Krähen, denkt die alte Frau. Drei bedeuten den Tod. Sie zählt sie an den Fingern ab. Im Eingang des Hauses, das einmal ihrem Sohn gehört hat, sitzt sie auf einem Stuhl und nippt an ihrem verdünnten Wein. Sie unterdrückt ein Gähnen und zieht sich trotz des warmen Abends den zerschissenen Wollschal enger um die Schultern. »Alte Knochen«, murmelt sie.

Rings um den Platz leuchten die jahrhundertealten Mauern im goldenen Sonnenschein: Wohnhäuser, zwei Läden, das Herrenhaus mit seinen hohen Flügelfenstern und dem breiten Dachvorsprung, von dem im Winter das Wasser tropft. Und der einzige Torbogen in der Wehrmauer, breit und hoch genug für Pferd und Kutsche. Ungepflegte karminrote Rosen, die aus einem Tontopf bis zum ersten Stock des Herrenhauses klettern, verströmen ihren berausenden Duft in die Abendluft. Die Sonne,

gegenwärtig noch ein mild scheinender Ball im azurblauen Himmel, wird bald zum Horizont sinken und ihn rot färben.

Es ist eine selten friedliche Stunde, doch die Ruhe wird gestört, als ein Schrei über den Platz gellt. Ein paar dunkle Fensterläden klappern. Einer fliegt auf, und eine junge Frau schaut erschrocken heraus, den Blick nach unten auf die Piazza gerichtet. Was ist los? Was kann da passiert sein? Die alte Frau blickt nach oben, als könnte sie es bereits wissen, obwohl nichts zu sehen ist außer einigen Tauben, die zur Zisterne flattern.

Der Wind streicht durch die Blätter des Feigenbaums, und ein kleiner Junge kommt durch das Dorftor gerannt und kreischt erneut, denn er jagt einem weißen dreibeinigen Hund nach, der offenbar seine Brotrinde im Maul hält. Sie rennen um die Zisterne, bis der Junge auf einer Feige ausrutscht und der Hund entkommt.

Die alte Dame lacht. »Gut für dich, mein dreibeiniger Freund«, flüstert sie, obwohl sie den Jungen und auch seine Großmutter kennt.

Eine Frau in Blau überquert den Platz in Richtung des Turms und bleibt stehen, um einer anderen ein Zeichen zu geben. Sie deutet nach rechts. Nachdem die andere durch einen Hauseingang verschwunden ist, setzt die blau gekleidete Frau ihren Weg fort, hält aber noch einmal inne, weil sie ein Auto hört. Sicher nicht die Deutschen, nicht jetzt. Alliierte also? Sie bekreuzigt sich und geht weiter.

Doch in dem Moment, und in ihrer Erinnerung wird er sich zu einer Ewigkeit dehnen, hört sie einen erstickten Schrei. Die Hand über den Augen, blickt sie zum Turm hoch und sieht es mit ungläubigem Schrecken: Auf den Zinnen sitzt eine Frau mit dem Rücken zum Abgrund. Mit gesenktem Kopf hockt sie da, rührt sich nicht, dreht sich nicht um. Einige Sekunden vergehen. Ein Windstoß fegt über den Platz, und die Frau in Blau schaut stirnrunzelnd nach oben, unsicher, was sie gesehen hat. »Sei vorsichtig!«, ruft sie hinauf.

Eine Antwort bleibt aus. War es nur ein Schatten, oder waren da zwei Leute auf dem Dach des Turms? Sie ruft erneut, und auf einmal passiert alles so schnell. Die Frau auf dem Turm neigt sich gefährlich weit zurück, und etwas fällt herab, bauscht sich, treibt im Wind. Die Frau in Blau rennt los, so schnell wie noch nie, und stolpert ein paarmal über ihre Füße. Sie sieht den Seidenschal am Boden liegen, und mit hämmerndem Herzen läuft sie auf die Turmtür zu.

*Castello de' Corsi**Sieben Monate zuvor - November 1943*

Sehnsüchtig hoffend schaute Sofia über das Val d'Orcia, wo die dunkelbraunen Hänge Tal um Tal bildeten. Der violette Himmel, der von der untergegangenen Sonne noch schwach beleuchtet wurde, schien den Atem anzuhalten. In der Ferne wachte der grüblerische, einsame Monte Amiata, während die rotgoldenen Weinstöcke und Eichen in ihren letzten Augenblicken trotzig leuchteten und Sofias Verlangen, das Verlorene zurückzugewinnen, noch einmal steigerten. Der Winter rückte näher, doch sie sehnte sich zurück nach den diesigen Sommerabenden, an denen sie die nackten Zehen im trockenen Gras krümmte und spreizte, sie beide den Glühwürmchen zusahen und Rotwein aus der Flasche tranken.

Seit jeher liebte sie solche Übergänge, wenn die Welt für wenige Momente dunstig, märchenhaft, unwirklich wurde, wie auch die Minuten zwischen Schlafen und Wachen, weil sie weder dem einen noch dem anderen unterworfen war. Sie konnte sich einbilden, sie gingen noch Hand in Hand in den diesigen Olivenhainen spazieren und schmiedeten Zukunftspläne, ohne zu wissen, was auf sie zukam.

Als die Nacht allmählich schwarz wurde und in den kleinen Salon vordrang, warf sie die knarrenden Läden zu, dass sie in den Rahmen zitterten, dann schloss sie die Fensterflügel und wandte sich dem Raum zu, um den Anblick in sich aufzunehmen.

Sie roch den satten, tröstlichen Geruch von Lorenzos Zigarren, als sie vor dem Kamin in die Hocke ging und ein Scheit ins Feuer legte. Dabei blickte sie kurz über die Schulter zu dem verschossenen blauen Samtsofa, wo er saß und die beiden Hunde zu seinen Füßen dösten.

Die stillste Zeit im Haus war auch die dunkelste, und dann verfolgten sie ihre Befürchtungen. Die Schatten im Raum veränderten sich mit dem Flackern des Feuers. Lebendig und unförmig fuhren sie bis zur Decke hoch, um wieder zu schrumpfen, wenn sich die Flammen legten. Aber Lorenzos freundliche graue Augen schimmerten weiter im Feuerschein. Was er dachte oder empfand, wusste sie nicht. Trauer, ja, doch diese Gereiztheit an ihm war neu. Er klopfte neben sich auf das Sofa, und sie streckte sich, bevor sie zu ihm ging und sich an ihn schmiegte.

Gerade als er ihr die Haare aus dem Gesicht strich, hatte sie das Gefühl, etwas von sich zu verlieren und auch etwas von ihm.

»So, jetzt kann ich dich sehen«, sagte er.

»Du hast mich immer gesehen«, erwiderte sie und erzählte dann, dass sie an die Mohnfelder gedacht hatte.

»So?«

»Ich wünschte, es wäre Mai und all das läge schon hinter uns.«

Er machte ein nichtssagendes Gesicht. »Wird es vielleicht nicht.«

»Ich habe davon geträumt. Von den Mohnblumen.« Sie sagte nichts von dem fleckigen Rot der Blüten und dem herabtropfenden Blut.

Er hob ihre Hand an, um ihre abgebrochenen Fingernägel zu betrachten. »Das ist keine Farbe unter deinen Nägeln, nicht wahr?«, meinte er sanft.

»Das kommt von der Gartenarbeit.«

»Ach so. Nun, ich habe gerade an Florenz gedacht.«

»Du meinst, an früher?«

»Als du noch an der Kunstakademie warst und ich an der Landwirtschaftlichen Fakultät.«

Lächelnd dachte sie an ihr sorgloses neunzehntes Lebensjahr zurück.

»Das war neunzehnhundertzwanzig, und du siehst noch genauso aus wie damals.«

»Schmächtig? Blass? Runzlig?«

»Wohl kaum.« Seine Augen funkelten belustigt. »Elegant. Schön wie immer. Aber ich werde schon grau und du nicht.« Er fuhr sich über die grau melierten Haare.

»Mir gefällt das.«

»Aber du malst in letzter Zeit nicht mehr so viel, nicht wahr?«

»Ja, seit dem Krieg. Doch neulich habe ich die Pinsel wieder in die Hand genommen.«

Sie verfielen in Schweigen, und jeder hing seinen Gedanken nach. Wie gern hätte sie weiter mit ihm in Erinnerungen geschwelgt, sich vor Augen geführt, wer er eigentlich war, und auch, wer sie selbst war, aber sie fand nicht die richtigen Worte. Sie blickte ihn aufmerksam an, doch er lächelte nur, und so fragte sie sich, ob sie wohl beide an dasselbe dachten. In der Stille hörte sie neben dem Knacken der brennenden Scheite die Standuhr ticken, die die Sekunden abzählte, und je länger sie schwiegen, desto weiter entfernten sie sich voneinander.

»Denkst du ...«, begann er schließlich, als hätte er ihre Gedanken erraten.

»Was?«

»Ach, nichts.« Er schüttelte den Kopf. »Ich dachte nur ...«

»Woran?«

»Na ja ... du weißt schon ...«

Was? Unsicher runzelte sie die Stirn.

»An uns«, antwortete er.

»O ja ...«

Sie beließen es bei dem seltsamen Gesprächsfetzen, und sie hoffte, sie würden sich wieder auf ungefährlicheres Terrain begeben. Am Ende war er es, der den Faden wieder aufnahm.

»Sofia, ich wollte sagen ... Tja, ich habe auf den passenden Moment gewartet, aber ... eigentlich gibt es den nicht. Deshalb sage ich es jetzt einfach.«

»Nur zu.« Sie hörte den Anflug von Angst in ihrer Stimme und sah, dass Lorenzo sich nachdenklich das Kinn rieb.

»Die Sache ist die, ich muss für eine Weile weg.«

Sie löste sich von ihm und setzte sich auf das Chintzsofa gegenüber, schlug die Beine unter und versuchte, nicht gekränkt zu erscheinen. »Was ist daran neu? Du bist immer weg.«

Er verzog das Gesicht. »Und ich komme immer zurück.«

»Das heißt, diesmal nicht?« Die Vorstellung, das Gut ganz allein verwalten zu müssen, erschreckte sie.

»Nein, doch es könnte diesmal etwas länger dauern. Aber ich muss nicht sofort weg.«

»Was wirst du tun?«

»Nichts Schwieriges. Du brauchst dir keine Sorgen zu machen.«

Sein Tonfall war zu unbekümmert. Sie war überzeugt, dass er log. »Erzähl es mir«, verlangte sie.

Er seufzte. »Man hat mich gebeten, den Alliierten Informationen zu übermitteln, die sie vielleicht nützlich finden.«

»Ist das nicht furchtbar gefährlich?«

Er hielt ihren Blick fest, und sie las es in seinen Augen. Selbstverständlich war das gefährlich.

»Du wirst trotzdem weiter im Ministerium arbeiten?«

»Sicher.« Er stand auf.

Aus dem Augenwinkel sah sie ihn ein kleines, unförmiges Päckchen aus der Tasche nehmen und

hochhalten. Sie deutete mit dem Kopf auf den Sofatisch, damit er es dort hinlegte.

»Willst du es nicht auspacken?«, fragte er.

»Später.«

»Werdet ihr hier im Castello sicher sein?«, wollte er wissen, und sie las in seinen Augen, wie bewegt er war.

Das war eine ernste Frage. Er sah die hohen Mauern und ihr Zuhause vor sich, nicht gerade eine Festung, aber das Herrenhaus ihres kleinen, befestigten Dorfes aus dem dreizehnten Jahrhundert, in das man nur durch ein einziges Tor gelangte und dessen Wehrmauer noch kein Feind überwunden hatte. Bisher.

»Sicher? Wir? Vielleicht.« Aber nicht unsere Schweine, dachte sie. So wenig wie die Puten, Hühner, Enten, Perlhühner, Wildschweine und Rinder. Es ärgerte sie, dass ihre zweiunddreißig Bauernhöfe immer wieder bestohlen wurden, und sie dachte daran, wie einsam sie lagen, alle außerhalb der Mauer. Eine leichte Beute. »Dieses Jahr wird es keine Würste geben.« Falls sie gerade verbittert klang, war ihr das gleichgültig.

»Aber du hast doch Vorräte versteckt?«

»Ein paar, doch für uns und die Bauern wird es kaum Fleisch geben. Was glaubst du, warum wir ständig Kaninchen essen?«

Er lächelte und gab sich unbeschwert. »Ich mag Kaninchen.«

»Dann ist es ja gut.«

Einen Moment lang betrachtete sie ihre Hände.

»Was ist?«, fragte er.

»Nichts.« Und mit den Gedanken bei dem Brief, den sie ihm bisher verschwiegen hatte, sprach sie ihn auf etwas anderes an. Denn wahrscheinlich würde es gar nicht dazu kommen, und dann würde sie froh sein, ihn nicht beunruhigt zu haben. »Was wirst du mit deinem Parteiausweis machen?«

Er holte scharf Luft und blickte sie enttäuscht an. »Das schon wieder?«

Sie wurde ungehalten. »Nun, seit dem Waffenstillstand mit den Alliierten ...«

Erneut schwiegen sie, aber nur kurz.

Sie führte den Satz zu Ende. »Die Lage ist doch jetzt anders, nicht wahr?«

Lorenzo neigte den Kopf hin und her, wie um seinen Nacken zu lockern. »Sie ist kompliziert.«

Er hatte recht. Da sie unter deutschem Kriegsrecht lebten, musste er zu seiner Sicherheit den Parteiausweis bei sich tragen.

»Nicht im Süden, wo die Alliierten sind«, fügte er hinzu. »Aber du weißt, wie es seit der Besatzung ist: Entweder du machst bei ihnen mit, oder sie betrachten dich als Feind. Dazwischen gibt es nichts.«

»Also werden sie weiterhin glauben, dass du zu ihnen gehörst.«

Sie hoffte nur, dass er den Ausweis versteckt bei sich trug. Und sie verstand ihn. Das tat sie wirklich. Er wollte nicht darüber reden. Das war ein wunder Punkt zwischen ihnen, seit 1932, als alle Staatsangestellten der faschistischen Partei hatten beitreten müssen. Andernfalls hätte man ihnen gekündigt.

Sofia hatte seine Entscheidung eigentlich nie verstanden, denn er war auf die Stelle nicht angewiesen, da sie durch das Gut und ihre Wertpapiere genügend Einkommen hatten. Aber er arbeitete im Landwirtschaftsministerium, und seine Leidenschaft für den Landbau trieb ihn an. Von Mussolinis Bonifica integrale, der Urbarmachung von Brachflächen und unbrauchbarem Land, war er begeistert gewesen. Man musste sich nur das Val d'Orcia ansehen. Mit Lorenzo als Vizepräsident des örtlichen Konsortiums war es in visionärer Weise kultiviert worden. Eine öde Landschaft

hatte sich in fruchtbares Land verwandelt, auf dem Getreide und Obstbäume üppig gediehen.

Dennoch kam ihr unweigerlich ihr gebildeter, schrecklich kluger Vater in den Sinn, der sich geweigert hatte, den Faschistenausweis zu unterschreiben, und jetzt mit ihrer Mutter in einer Wohnung in einem Renaissance-Palazzo in Rom lebte und kaum genug zum Leben hatte.

»Ich weiß, was du denkst«, sagte Lorenzo mit einem traurigen Lächeln.

Sie erwiderte es. »Wirklich?«

Er stand auf und streckte die Hände nach ihr aus. Sie ging zu ihm, und sie wiegten sich in einer Umarmung.

»Also, was ist in dem Päckchen?« Sie schaute zum Sofatisch, wo es lag.

Er sah ihr in die Augen. »Eine kleine Pistole.«

»*Cristo!*« Sie war ziemlich erschrocken. »Die brauchst du jetzt?«

»Tatsächlich habe ich schon eine. Diese ist für dich.«

»Du glaubst, ich brauche sie?«

»Könnte sein.«

»Und du wolltest sie mir überreichen wie eine Schachtel Pralinen?«

Er gab keine Antwort. Eine Pistole, um Himmels willen! Sie beschloss, sich später darüber Gedanken zu machen.

Lorenzo beugte sich zurück, um ihr ins Gesicht zu sehen. »Du hast die dunkelsten Augen und die schönste Stimme von allen.«

Sie lachte. »Du wechselst das Thema ... und überhaupt sagst du das immer.«

»Und ich sage auch immer, dass ich mein ganzes Leben damit verbringen könnte, sie zu ergründen und dir zuzuhören.« Er löste die Käbme aus ihrem Haar, sodass es wie ein Schleier zur Taille herabfiel. »Deine Eltern könnten zu uns kommen. Ich hätte nichts dagegen. In Rom wird es schlimmer.«

»Du weißt, das werden sie nicht tun.«

Das stimmte. Ihre Eltern erzählten ihr nicht alles, aber soweit sie wusste, waren sie an irgendetwas beteiligt. Und in Rom an etwas beteiligt zu sein wurde von Tag zu Tag riskanter.

»Ist Carla noch da?«, flüsterte er an ihrem Ohr, dann nahm er das Ohrläppchen zwischen die Zähne.

Sie verspürte das gewohnte Kribbeln. Wenigstens das war ihnen geblieben. »Sie ist zu ihrer Tochter gegangen, um den kleinen Alberto ins Bett zu bringen. Sie wird ein paar Stunden weg sein. Und wer weiß, was ihr danach noch einfällt«, sagte sie, obwohl sie das wusste.

Einen Moment lang sah sie Carla auf der Kopfsteinpflastergasse mit eingezogenem Kopf durch den Regen eilen, zu den kleinen Häusern am Glockenturm. Die Dorfmauer drückte dort die Wohnhäuser zusammen, sodass es aussah, als stützten sie sich gegenseitig, so wie sie es jetzt alle tun mussten.

»Und Giulia?«, fragte Lorenzo.

»Ist nach Hause gegangen. Wir haben das Haus für uns allein.«

Sein Blick wurde sanfter. »Dann werde ich noch ein Holzscheit aufs Feuer legen, und du ziehst das Kleid aus. Ich muss deine Haut spüren.«

Sie lachte. »Vor dem Kamin?«

Und ihr Verlangen nach ihm verdrängte die Gedanken an alles andere, an den Krieg, das Überleben, ans Siegen oder Verlieren oder an die Sorge, was sie noch zu essen haben würden. Das war das Einzige, was all dies erträglich machte, denn sie fürchtete den Morgen, an dem sie ihrem Mann beim Malzkaffee gegenüber sitzen würde und nicht mehr wusste, wer er noch war.

Sie nahm zwei Kissen vom Samtsofa und auch die alte Chenille-Decke, die die kahl gesessene Stelle kaschierte. Dann zog sie sich aus und legte sich auf dem alten Fliesenboden auf den Teppich, um Lorenzo zu betrachten, während er seine Kleidung ablegte. Groß und schlank war

er, und seine Schultern schimmerten im Feuerschein. »Die Socken auch«, verlangte sie.

Er lachte, gehorchte aber, dann legte er sich zu ihr unter die Decke. Sie erschauerte. Draußen vor den starken Mauern sammelten sich die Geister dieses Krieges und wurden immer zahlreicher. Beobachteten sie ihr Tun jetzt voller Neid? Sehnten sie sich danach, einen Rückweg in ihr warmes Leben zu finden? Schauderte sie deshalb oder nur, weil es im Zimmer kalt war? Es war November, und das Feuer wärmte bloß eine Seite ihres Körpers.

Lorenzo rieb ihr kräftig den Rücken, und sie lachte wieder.

»Ich bin kein Hund, weißt du?«

Er küsste sie auf die Stirn und auf die Nasenspitze. »Ist mir schon aufgefallen.«

Sobald ihnen warm war, liebten sie sich leidenschaftlich. Wie schon immer. Sie waren den Gefahren der Gewöhnung und gedankenlosen Trägheit, die zu Untreue führen konnte, nicht erlegen. Vielmehr brannte das Feuer in ihnen heißer und schmiedete ein stärkeres, tief reichendes Band. Und sie wussten beide, dass menschlicher Kontakt, Verbundenheit, Liebe, wie immer man es nennen wollte, genau das war, was sie durchbringen würde.

Sofia seufzte, und bei jeder Berührung seiner Lippen wurden ihre Gedanken blasser, bis sie sich ihren Empfindungen und dem natürlichen Agieren ihrer Körper überließ. Alles würde wieder gut werden. Das musste es.

Maxine Caprioni nahm ihre Reisetasche und verließ das düstere Zimmer in der Via dei Cappellari. Draußen klappte sie den Wollkragen gegen die Kälte hoch. Sie trug einen Männermantel in unansehnlichem Braun mit großen Taschen, den sie mithilfe eines Gürtels eng um sich gezogen hatte.

Sie eilte die unbeleuchtete Straße entlang, die Augen auf das Trottoir gerichtet, um Pfützen auszuweichen. Wegen eines Kratzgeräusches schaute sie hinter sich. Stinkender Müll, der nicht abgeholt worden war, lag in Haufen an der Straße, und angewidert sah sie ein paar Ratten durch den Unrat huschen.

Maxine ging weiter durch die schmalen Straßen des Viertels, über kleine Plätze und an alten Kirchen vorbei zum Campo de' Fiori. Von dort hielt sie auf die Via del Biscione zu, unweit des gespenstischen Jüdischen Ghettos.

Ein Schrei nahe der Straßenecke ließ sie abrupt anhalten. Sie atmete tief durch, doch dann versteckte sie die Tasche, ohne weiter zu überlegen, in der dunklen Gasse neben sich und eilte auf die Stimmen zu. Hatte sie ein Talent, in Schwierigkeiten zu geraten? Schon möglich – aber viel eher hatte sie, wie ihre Mutter sagen würde, einen starken Drang, in Not geratene Kätzchen und Kinder zu retten.

Als sie um die Ecke bog, wäre sie fast in zwei Männer hineingerannt, die an Ärmeln, Kragen und Brust allerhand Abzeichen hatten. Unter ihren Jacken trugen sie die

verräterischen schwarzen Rollkragen. Das waren Schwarzhemden, und sie traten einen alten Mann, dessen Gehstock ein Stück entfernt am Boden lag. Voller Zorn und mit Herzklopfen beobachtete Maxine, wie die Schwarzhemden den wehrlosen Mann mit kräftigen Tritten quälten. Dann hob einer seinen Kopf an und schlug ihm mit der Faust ins Gesicht. Ein Dritter – wie die anderen kaum älter als siebzehn Jahre – hob den Gehstock auf und zerbrach ihn lachend über dem Knie.

Der alte Mann, der nun blutend in der Gosse lag und wimmernd mit den Armen seinen Kopf zu schützen versuchte, flehte um sein Leben. Maxine schätzte die Chancen ab. Wenn sie eingriff, könnte ihr die gleiche Behandlung zuteilwerden, aber wenn sie sich nicht einmischte, würde der Mann wahrscheinlich sterben.

Die Schläger hatten freie Hand, die Straßen vor und während der Ausgangssperre zu durchstreifen, und drangsalierten, wen sie wollten. Maxine sah auf ihre Uhr. Noch eine Viertelstunde bis zur Ausgangssperre.

»He, Jungs!« Sie öffneten ihren Mantel, warf den Kopf zurück und schwang ihre langen rotbraunen Locken, sodass sie verführerisch über eine Schulter nach vorn fielen. »Wollen wir was trinken gehen?«

Die jungen Männer hielten inne, um sie zu mustern.

»Du bist spät unterwegs«, sagte einer kurz angebunden.

»Keine Sorge, ein bisschen Zeit bleibt noch.« Sie war gebürtige Italienerin, und wegen ihres dunklen Teints und der ausdrucksvollen braunen Augen hielt man sie auch dafür. Sie hoffte nur, dass der Einfluss ihrer Kindheit in New York sich nicht auf ihren toskanischen Akzent niederschlug. Sie öffnete die obersten zwei Knöpfe ihrer Bluse und schlenderte auf einen der Männer zu. »Schau, die Bar da drüben ist noch offen.« Sie zeigte zur Ecke gegenüber.

Die Kerle zögerten, dann streckte einer die Hand aus. »Papiere?«

Sie wühlte in ihrer Handtasche und holte den neuen Ausweis und eine Lebensmittelkarte heraus. Den amerikanischen Pass hatte sie bei ihrem britischen Führungsagenten lassen müssen.

»Die Getränke gehen auf mich.« Hüftenschwingend machte sie ein paar Schritte und blickte über die Schulter zurück, um sie anzulächeln. Sie war froh, dass sie roten Lippenstift trug. Da sie in Little Italy und East Harlem aufgewachsen war, hatte sie im Laufe ihrer neunundzwanzig Jahre schon einige Erfahrung mit solchen Schlägern gesammelt.

Einer von ihnen nickte, vielleicht der Anführer, und nachdem er den still daliegenden Mann noch einmal getreten hatte, schloss er sich ihr an. Die anderen beiden schlenderten hinterher.

So betraten die drei mit ihr die Bar und bestellten Wein. Was jetzt? Sie riss einen Witz, mit dem sie für Gelächter sorgte, und währenddessen schätzte sie ihre Begleiter ein.

Du bist zu impulsiv, Maxine, hörte sie ihre Mutter in Gedanken sagen. Du denkst nie auch nur einen Augenblick nach.

Ihre Mutter hatte recht. Einer der Kerle legte den Arm um ihre Schultern und zog sie an seine Seite, um ihren Nacken zu liebkosen, während seine andere Hand schwer auf ihrem Oberschenkel lag. Wahrscheinlich hielten sie sie für eine Hure.

Sieh zu, dass du da wegstommst, flüsterte ihre Mutter.

Sie bestellte eine zweite Runde und dazu für jeden einen Brandy. Dabei blickte Maxine verstohlen zu der Uhr an der Wand. Die Minuten vergingen zäh.

Morgen würde sie in die Toskana reisen, um sich dort mit wichtigen Widerstandskämpfern in Kontakt bringen zu lassen - sofern es verlässliche Partisanengruppen überhaupt gab. In England war man sich da nicht sicher gewesen. Wenn sie zu dem Urteil kam, dass die Leute vertrauenswürdig waren, würde sie zwischen den Alliierten

und dem Widerstandsnetz als Verbindungsperson fungieren.

Das war eine hochriskante Operation, und für die Briten war es praktisch unmöglich gewesen, Italiener zu finden, die bereit waren, als SOE-Agenten nach Italien zurückzukehren und sich an Sabotageakten, Spionage und Aufklärung zu beteiligen. Maxine dagegen hatte die Chance sofort ergriffen und würde nun die strategischen Fähigkeiten der Resistenza auskundschaften.

Im Gegensatz zu den Agenten, die die SOE nach Frankreich schickte, war sie nur geringfügig ausgebildet worden. Ronald, ihr Führungsagent, hatte sich sehr bemüht, ihr das klarzumachen. Schließlich war Italien seit Anfang September lediglich besetzt, und das Anwerbungsgespräch mit Ronald hatte bereits im Oktober stattgefunden. Zugegeben ein hastiges Vorgehen, aber sie brauchten schnellstmöglich Leute vor Ort.

Jetzt drückte der Kerl ihren Oberschenkel. Sofort fing sie im Plauderton von etwas Belanglosem an und wand sich aus seinen Armen. Dabei lächelte sie so verführerisch, wie sie konnte. Das Bild des alten Mannes in der Gosse und ihr Zorn über seine Erniedrigung spornten sie an. Ihr kam eine Idee. Die könnte funktionieren, und das war vielleicht die einzige Gelegenheit. Der Kerl starrte sie an. Deshalb nahm sie ihren Mut zusammen und strich ihm über die Wange. »Ich will mich nur rasch frisch machen.«

Sein Blick wurde misstrauisch.

Sie hatte es sich zur Aufgabe gemacht, den Hinterausgang jeder Bar auszukundschaften – für den Fall, dass sie plötzlich einen Fluchtweg brauchte. Und sie war so klug, die Gegend rings um die Via Tasso zu meiden, wo SS und Gestapo ihr Hauptquartier hatten. Die Bar lag eine Dreiviertelstunde von dort entfernt.

Maxine schlüpfte an den Toiletten vorbei in den Hinterhof, kletterte über die niedrige Mauer in den Nachbarhof und stieg durch einen zerbrochenen Zaun,

sodass sie in die Gasse gelangte, die parallel zur Straße verlief. Sie holte die Reisetasche aus dem Versteck und rannte zu dem alten Mann. Während sie ihm half aufzustehen, erfuhr sie, in welchem Palazzo er wohnte. Zum Glück lag der auf ihrem Weg.

»Wir müssen uns beeilen«, flüsterte sie drängend. »Die Schwarzhemden werden uns gleich suchen.«

Sie gingen los, aber der Mann war so schwach auf den Beinen, er konnte nur schlurfen und stöhnte in einem fort, sodass sie ihn eindringlich bitten musste, still zu sein. Quälend langsam bogen sie um die nächste Ecke und Gott sei Dank in die Straße, die sie selbst entlangmusste.

Irgendwo hinter ihnen ertönte ein Ruf. Er hallte durch die menschenleere Straße. O Gott! Männerstimmen. Konnten das schon die drei Kerle sein?

Sie passierten mehrere Häuser und näherten sich einem Palazzo mit der typischen reich verzierten, beschlagenen Holztür. Waren sie am Ziel? Wenn nicht, konnte es nicht mehr weit sein. Doch da ihnen die Schwarzhemden dicht auf den Fersen waren, drückte sie kurzerhand gegen die Tür. Zum Glück war sie unverschlossen. Halb zog, halb schleppte sie den wimmernden Mann in den Durchgang zum Innenhof, schloss die Tür und lehnte sich dagegen.

Maxine hielt ihm den Mund zu, denn er atmete zu schnell und zu laut, und daraufhin blickte er sie mit großen Augen flehend an, offenbar unsicher, ob sie ihm etwas antun wollte. Sie schüttelte den Kopf und kniff die Lippen fest zusammen, weil sich draußen energische Schritte näherten. Aufs Äußerste angespannt lauschte sie und hörte lautstarken Streit. Die drei Schläger gingen sich gegenseitig an die Gurgel. Einer bestand darauf umzukehren; der Anführer war sich jedoch sicher, auf der richtigen Spur zu sein.

Mit zusammengebissenen Zähnen hörte sie sich an, welche abscheulichen Dinge sie ihr antun wollten, wenn sie

sie in die Finger bekämen. Wie lange würde sie den alten Mann dazu bewegen können, still zu sein?

Sie roch Rauch – nicht den, der in Rom ständig in der Luft hing – und hielt den Atem an. Die Kerle hatten sich Zigaretten angezündet und lungerten herum, um zu sehen, ob ihnen noch mehr »Spaß« über den Weg lief. Oder wussten die etwa, dass sie hinter der Tür stand? Sie würde den alten Mann nicht mehr lange aufrecht halten oder am Stöhnen hindern können. Sie wagte nicht, sich zu bewegen, denn auf der Straße war es zu still. Die Kerle würden sie hören.

Vom angespannten Warten bekam sie Kopfschmerzen, aber sie zwang sich zu langsamen, tiefen Atemzügen. Nach fünf Minuten etwa beschlossen die Schläger, woandershin zu gehen. Im Innenhof brachte sie den Mann zu der Tür, auf die er deutete.

Eine Frau öffnete und unterdrückte einen Aufschrei, als sie das Blut an seinem schäbigen Mantel und die Platzwunden und Blutergüsse in seinem Gesicht sah.

»*Dio mio!* Ich sage ihm immer, er soll im Dunkeln nicht mehr aus dem Haus gehen, aber er ist ein sturer alter Narr. Danke, dass Sie ihn zurückgebracht haben.«

»Das ist nicht der Rede wert«, murmelte Maxine und fragte dann: »Wissen Sie, wo Roberto und Elsa Romano wohnen?«

»Nebenan im obersten Stock.«

Vorsichtig schlüpfte Maxine nach draußen und in das Nachbarhaus, dann lief sie die Marmortreppe hinauf.

Rom war seit dem elften September von den Deutschen besetzt. Sie hatten die Telefonzentrale und den Rundfunksender übernommen, und weil Benzin schon knapp war, fürchteten die Leute, bald ohne Strom dazustehen. Zwar war Rom schon im August zur offenen Stadt erklärt worden, die nicht verteidigt wurde und deshalb nicht angegriffen werden durfte, doch Maxine hatte die Deutschen trotzdem einmarschieren sehen. Sie

waren über die Via del Corso marschiert mit dem einzigen Zweck, die Menschen einzuschüchtern.

Als sich die Tür einen Spaltweit öffnete, flüsterte Maxine die Losung und wurde von einer älteren Frau mit angegrauten Haaren in einen dunklen Flur gewinkt. Die stellte sich als Elsa vor und führte Maxine in einen Raum, in dem Kerzen und Öllampen brannten. Der warme Lichtschein ließ ihn trotz der hohen Decke und der Kälte behaglich erscheinen.

Maxine überlief ein Schauer. Das war mal ein vornehmer Salon gewesen. Die Möbel sahen zwar schäbig aus, hatten aber einmal viel Geld gekostet. Sie blickte sich um. Fünf Augenpaare musterten sie argwöhnisch. Es war nur natürlich, dass die Leute ihr erst einmal misstrauten.

»Guten Abend«, sagte sie, stellte die Tasche ab und band sich die Haare zusammen. Sie setzte sich auf den freien Platz an den großen Esstisch, auf dem Stöße von bedrucktem Papier lagen.

»Was ist mit Ihren Händen?«, fragte Elsa.

Maxine sah jetzt erst, dass sie sich an der Mauer die Handflächen aufgeschürft hatte, und wischte sie an der Hose ab. »Das ist nichts. Entschuldigen Sie, dass ich zu spät komme. Ich habe es gerade so geschafft, aus einer heiklen Situation zu entkommen. Ich heiße Maxine. Ich ...« Sie war im Begriff, von dem Vorfall zu berichten, besann sich aber noch rechtzeitig. Es war besser, darüber zu schweigen.

Zwei der versammelten Männer und Frauen nickten.

Ein vornehm wirkender älterer Herr lächelte sie an, doch als er sprach und ihr die Hand gab, bemerkte sie, dass er zitterte. »Ich bin Roberto, Elsas Mann. Das ist unsere Wohnung. Sie wurden uns nachdrücklich empfohlen. Darf ich annehmen, dass Sie unbemerkt hierhergekommen sind?«

Maxine antwortete vage. Elsa strahlte ruhige Zuversicht aus, doch ihrem Mann zitterten erneut die Hände, als er

ein Blatt Papier vom Tisch nahm. Im nächsten Moment war Maschinengewehrfeuer zu hören, und alle wechselten angstvolle Blicke.

Elsa schüttelte den Kopf. »Das ist weit weg.«

Vielleicht, doch Maxine war heilfroh, dass sie schon am nächsten Morgen in die Toskana aufbrechen würde.

Auf dem Tisch lägen die fertigen Flugblätter, erklärte Roberto, verfasst und gedruckt von Mitgliedern des Nationalen Befreiungskomitees, zu denen auch er gehöre.

»Nachdem die Deutschen unsere Truppen bei Porta San Paolo vernichtet hatten und anschließend ihr Kriegsrecht verhängten, haben wir das Komitee gegründet.«

»Und nun verbreiten wir Nachrichten von Radio London«, fügte Elsa hinzu. »Sie wissen, dass das verboten ist?«

Maxine nickte.

»Und wir informieren unsere Partisanen mithilfe von Untergrundzeitungen wie der *L'Unità* und *L'Italia Libera*.«

»Und die Druckmaschine?«

»Diese Information bekommen nur wenige.«

Maxine schaute in die Runde. Die Leute sahen aus wie Intellektuelle, bis auf einen langhaarigen, unrasierten Mann. Seine Erscheinung wies ihn als Partisanen aus, obwohl er einen förmlichen Anzug trug. Oder war er Soldat gewesen? Der Mann ertappte sie bei ihrer Musterung, zog die Brauen hoch und zwinkerte ihr zu. Sie hielt seinem Blick stand. Er hatte außergewöhnliche Augen von hellbrauner Farbe, die vor Klugheit und Lebendigkeit leuchteten. Gefährlich aufregende Augen, dachte sie. Sein Gesicht war kantig, und neben seinem Stuhl lehnte ein Spazierstock.

In Rom versteckten sich so viele verlorene Seelen, darunter auch britische Kriegsgefangene, die entweder geflohen oder von italienischen Soldaten, die nicht mehr aufseiten der Deutschen kämpften, freigelassen worden

waren. Der Mann musterte sie nun seinerseits, und dabei kam er ihr nicht vor wie ein britischer Soldat.

Nach ein paar Augenblicken merkte sie, dass Roberto auf eine Antwort wartete, oder darauf, dass sie etwas tat. Hatte er überhaupt eine Frage gestellt?

»Entschuldigung«, sagte sie und nahm sich ein Flugblatt, um die ersten Abschnitte zu überfliegen, dann blickte sie Roberto an. »Sie wollen, dass ich die mitnehme?«

»Nun, das wäre praktisch, da Sie ohnehin nach Norden fahren.«

»Lieber ich als eine Staffetta?«

»Im Augenblick ist es für unsere Kuriere zu schwierig. Geben Sie die Flugblätter an die Partisanen weiter, die verteilen sie, wo es möglich ist. Sie wissen, wohin Sie gehen müssen?«

»Noch nicht. Mein Führungsagent hat mir Ihre Adresse gegeben, die Uhrzeit des Treffens genannt und gesagt, dass ich die weiteren Anweisungen von Ihnen bekomme.« Sie erwähnte nicht den britischen Funker, mit dem sie in der Toskana Kontakt aufnehmen sollte. Diese Informationen durften nicht unnötig weitergegeben werden. Und Ronald hatte ihr eingeschärft, dass die Widerstandsgruppen anders als in Frankreich weit verstreut waren, sodass es außerordentlich schwierig war, sie zu finden und mit Waffen und Munition zu versorgen.

»Sie müssen nach Castello de' Corsi«, erklärte Roberto. »Im Herrenhaus fragen Sie nach Sofia de' Corsi. Sagen Sie, dass wir Sie geschickt haben, dann wird sie Sie aufnehmen. Ihr Mann könnte auch da sein, Lorenzo de' Corsi. Sie dürfen auch mit ihm sprechen, doch reden Sie möglichst zuerst mit Sofia.«

»Weiß sie nicht, dass ich komme?«

»Nicht genau. Erklären Sie ihr, welchen Auftrag Sie haben, aber außerhalb ihres Hauses wahren Sie Stillschweigen. Ihr können Sie sagen, wie Sie wirklich